



KIRSTY GUNN Mein
Katherine
Mansfield
Projekt

OKTAVEN



Anna Estelle Rice

Kirsty Gunn

Mein Katherine Mansfield Projekt

Essay

Aus dem Englischen von Uda Strätling

OKTAVEN

Inhalt

Vorbemerkung

- 1 Mein Katherine Mansfield Projekt -
Anfänge, Umstände, das Thema Heimat

- 2 Die Reise -
*Aufbruch, Turbulenzen und aus Thorndon je eine
Erzählung, ein Essay und ein Brief*

- 3 Das Puppenhaus -
Ankommen, Sichten, Schreiben, Lesen, Erzählen

- 4 Sonne und Mond -
*Licht und Dunkel, Winter und Sommer, Leben an zwei
Orten zugleich*

- 5 Nachbemerkung

- 6 Nach Hause

Literaturauswahl

Zitatnachweise

Impressum

- Vorbemerkung -

Vor einigen Jahren habe ich einen Band mit Kurzgeschichten herausgebracht: *Zuhause ist, wohin du zurückkehrst*. In der titelgebenden Geschichte, die mit den anderen leitmotivisch über die Themen Heimkehr und Identität verknüpft ist, hatte ich versucht, erzählerisch eine Idee umzusetzen, die der Dichter Robert Frost so fasste: «Daheim ist da, wo sie dich nehmen müssen, / wenn du hinkommst!».

Und so heißt es in der besagten Geschichte über das Haus der Großmutter: «*Erinnerst du dich? Wie sicher wir dort waren? [...] Kann ich mit Worten einen sicheren Ort für dich schaffen, an dem wir bleiben können?*»

Dieser Gedanke treibt mich schon länger um – die Vorstellung kreativen Schaffens als Machen und Tun, das gezielt, Baustein für Baustein, Wort für Wort, textuell Raum schafft für Geschichten, eine Wohnstatt aus Worten, die auch mir als Autorin Heimat wäre. Und mich beschäftigt auch der Gedanke an die Rückkehr, die im Titel der genannten Geschichte steckt, die Vorstellung, ich könne *im Schreiben* eine Wiederkehr vollziehen – zu einer nächsten und nächsten und übernächsten zu schreibenden Geschichte, die Rückkehr an den Schreibtisch, wieder und wieder, zur Seite, zum Satz, zu Bausteinen und -stoff meines literarischen Schaffens –, Rückkehr, auch, zu den eigentlichen Beweggründen meines Schreibens, die rückbinden an das, was sich nicht benennen lässt und mir

letztlich ein Rätsel bleibt, was am Ende der Reise, an meinem Bestimmungsort wartet und mich «nimmt, wenn ich hinkomme».

Mich in der Sprache, in Worten einzurichten ist demnach für mich so real, so konkret und alltäglich wie mich tatsächlich irgendwo häuslich einzurichten, wie ich es in West London und im schottischen Hochland von Sutherland weit oben im Nordosten getan habe, einem zweiten Zuhause. An diesen Orten bin ich fast mein ganzes Erwachsenenleben lang schon daheim – obwohl ich weit weg auf der anderen Seite der Welt aufgewachsen bin, im neuseeländischen Wellington, meiner anderen Heimat. «Gehasst habe ich es», schrieb seinerzeit Katherine Mansfield, und sie ging fort, kehrte nur noch in den Erzählungen und kurzen Geschichten heim, die wir heute zu ihren besten zählen – dachte, erdachte, evozierte für den Rest ihres kurzen Lebens jenen fernen Ort, sicherte den örtlichen Gegebenheiten, Lage, Lärm und dem besonderen Licht mit ihren kunstvoll gesetzten Worten ein langes Nachleben.

Ihr wilder Wankelmut – hier der verzweifelte Wunsch, zu entkommen, dort das, was so schön *Heimweh* heißt, ein Wort, das mich fortzieht, ein schmerzliches Gefühl gekappter Verbindungen, ein Nachhall ähnlich einer lange gehaltenen Note und, zugleich, ein Heimwärtssog, eine Spur, der die Gedanken zu Früherem zurückfolgen – ist mir nicht fremd. Mir begegnet diese Heimwärtigkeit, die einerseits die Heimat leid ist, andererseits an ihrem Fehlen leidet, überall in Mansfields Geschichten, ihren

Notizbüchern und Briefen; es ist, als läse ich von meinem eigenen Leben.

Und deshalb musste ich diesen Text, dieses Buch machen. Ich wollte den inneren Zwiespalt ergründen, der eine Schriftstellerin hin- und wieder herziehen kann, wollte in Worten erkunden, was es heißt, sich an diesem, aber ebenso jenem Ort heimisch zu fühlen – von zwei machtvollen Sehnsuchtslandschaften gleichzeitig in Kopf und Herz – und auf der Seite – eingenommen zu sein.

Katherine Mansfields in Neuseeland angesiedelte Geschichten beschreiben nicht einfach quasi als luftdicht in der Vergangenheit eingelagerte Erinnerung die Heimat, die einst verlassen wurde, sondern vollziehen die Erfahrung nach, dort zu sein:

Langsam stieg sie die Stufen zur Hintertür hinauf und ging durch die Spülkammer in die Küche. Nichts war zurückgelassen worden als ein körniger Klumpen gelber Scheuerseife in der einen Ecke des Fensterbretts und ein alter Lappen, fleckig von einem Beutel Wäscheblau, in der anderen. Der Herd war mit Müll vollgestopft. Sie stocherte darin herum, fand aber nichts als eine Haarspange mit einem aufgemalten Herzen, die dem Dienstmädchen gehört hatte. Auch die ließ sie liegen und schlenderte durch den engen Flur ins Wohnzimmer. Die Jalousie war heruntergelassen, aber nicht ganz geschlossen. Lange, bleistiftdünne Sonnenstreifen stachen hindurch, und der schwankende Schatten eines Strauchs tanzte auf den goldenen Strichen.

— «Vorspiel»

Frank O'Connor geht für mein Gefühl fehl, wenn er sich der Meinung V. S. Pritchetts anschließt, Mansfields Geschichten wirkten nicht «real», weil die Schauplätze dem Leser so fremd seien, so exotisch, so fern. ««An der Bucht» in einem realen Land anzusiedeln», schreibt er, «hiesse der Erzählung eine historische Dimension zu verleihen, die überhaupt erst eine Beurteilung, eine fundierte Würdigung und Kritik erlauben würde. Die eigentliche Welt dieser Geschichten ist aber nicht Neuseeland, sondern die Kindheit, und sie setzen durch ihre Macht jedes kritische Urteilsvermögen geradezu hypnotisch außer Kraft ... Diese Geschichten sind gekonnte, ausgeklügelte Zauberkunst.» Besteht aber Mansfields Kunst nicht gerade darin, so und nicht anders zu zaubern? Nämlich so, dass wir als Leser tatsächlich entrückt und der Notwendigkeit enthoben werden, uns mit einem «Dort» zu befassen, und stattdessen in ein «Hier» eintauchen dürfen? In den Seiten solcher Geschichten leben, durch die Räume und Straßen der Vergangenheit der Autorin wandeln, als wären es die unseren?

Das Haus war erfüllt von leise huschenden Schritten und herumirrenden Stimmen. Die mit grünem Fries bespannte Tür, die zur Küche führte, schwang auf und mit dumpfem Knall wieder zu.

— «Das Gartenfest»

Der «dumpfe Knall», die «leise huschenden Schritte». Ein paar Worte genügen, und wir sind mittendrin.

In ein Wortgebäude eintreten zu können, heißt, eine sichere Bleibe zu finden. Ich bin in Haus und Garten der Erzählung Mansfields so daheim wie jede der Figuren, mit denen ich den fiktionalen Raum teile, «hypnotisch» entrückt in die von der Autorin erlebte und evozierte Vergangenheit, und zwar in Gestalt einer von ihr selbst als «besonders» bezeichneten Prosa. Zu ihrem «Vorspiel», jener langen Kurzgeschichte, die fast schon eher ein Kurzroman ist, «gemacht» aus dem Heim ihrer Kindheit, bemerkte sie, nachdem sie das Manuskript an die Hogarth Press von Leonard und Virginia Woolf geschickt hatte:

«Mein armes liebes <Vorspiel> flötet bei ihnen weiter in einem kleinen Käfig vor sich hin und ist noch nicht heraus. Ich habe noch mal ein paar Seiten gelesen und das Ganze kaum wiedererkannt. Es klingt für mich sehr nach *Es war einmal* ... Und wie werden unsere <großen Geister> das doch hassen. Sie werden es als neue Lesefibel für die Aller kleinsten belachen. Sollen sie.»

Sie wusste, wie nah am eigenen Erleben war, was sie geschrieben hatte, wie haarfein die Grenze zwischen Leben und Kunst. Heimatlos zu sein schärft den Blick – für das Bedürfnis, Verlorengegangenes neu zu erschaffen und zu ersetzen. Damit wird das Werk ... unwiderlegbar.

In diesem kleinen Band hier schließt Heimatlosigkeit die Erwartung, ja die Verwirklichung einer Heimkehr mit ein – wie auch die Gewissheit einer literarischen Bearbeitung –, ohne dass der Erzählverlauf zwingend von einem Zustand zum anderen führt und zu einer sauberen Lösung. So wie ein Essay per se – als Versuch, *essai*, dem Nachspüren

einer Idee – in ein Fragenlabyrinth locken kann, aus dem man nicht unbedingt mit Antworten heimkehrt, so legt dieses «Projekt» einen roten Faden aus, ohne feste Erwartung, fündig zu werden. Greifbar sind nur diese Seiten, dieser Band, mein Bericht, meine literarische «Heimat».

Edward Said hat auf eindringliche Art mit großem Nachhall die Erfahrung der Entwurzelung und des Exils beschrieben; in seine Worte hülle ich mich gelegentlich zum Schutz vor Gefühlen der Isolation, der Entfremdung, die mich beim Schreiben aus heiterem Himmel treffen können, als pfeife mir plötzlich ein scharfer Wind um die Ohren, der mir klarmacht, dass ich nicht warm genug angezogen bin und dass ich, die ich Häuser an mehreren Orten bewohne und als Zuhause empfinde, im Grunde nirgends zu Hause bin. In seinen Betrachtungen zu einem nach vielen Jahren gewagten Besuch in Palästina, wie er sehr bewusst sagt, heißt es:

Wieder einmal stellte ich fest, dass das einstige Netz aus Städtchen und Dörfern, in denen alle Angehörige meiner erweiterten Familie gelebt hatten, nun zu einer Reihe israelischer Örtlichkeiten geworden war ... Eine der Routinefragen israelischer Beamter ... lautete, wann genau nach meiner Geburt ich Israel verlassen hätte. Ich antwortete, ich hätte *Palästina* im Dezember 1947 verlassen ... «Haben Sie irgendwelche Verwandte hier?», hieß die nächste Frage, worauf ich antwortete: «Niemanden», und das löste bei mir ein Gefühl der Trauer und des Verlustes aus, wie ich es so nicht erwartet hatte.

— Edward Said, *Am falschen Ort*

Diejenigen unter uns, denen ein Exil nicht aufgezwungen wurde, stehen vor einem Dilemma. Der Autor und Kritiker James Wood hat sich unlängst in einem Beitrag für die *London Review of Books* Gedanken über sein Gefühl der Entwurzelung gemacht, lebt er doch mittlerweile schon so lange in den Vereinigten Staaten, dass England keineswegs mehr der vertraute Ort von einst ist. Zu Durham, wo er aufwuchs, schreibt er: «Meine Eltern leben dort nicht mehr; ich selbst lebe nicht einmal mehr im Land. Die Stadt ist zu einem Traum mutiert.» Er stellt fest, dass Saids Begriff des Exils auf seine Situation der «frei gewählten Heimatlosigkeit» nicht anwendbar ist. «Die Entscheidung gegen eine Heimkehr», schreibt Wood, «erscheint, ex negativo, ebenso als Beleg für die Existenz einer Heimat tauglich, wie Saids Exil-Begriff den einer <wahren Heimat> impliziert.» Allerdings bereitet die Annahme, die Melancholie der Entwurzelung erwachse daraus, dass der *locus amoenus*, der ideale Ort, der Sehnsuchtsort, verlassen wurde, heutzutage Schwierigkeiten, die weniger mit Trennung und Verlust zu tun haben als mit der Leichtigkeit von Flugreisen und unserem Profitdenken. Die Globalisierung und entsprechende Muster gewollter Migration, sagt Wood, locken uns auf der Jagd nach Geld, Gelegenheiten, Abenteuern etc. alle andauernd von zu Hause fort. Wo also wäre überhaupt der «ideale Ort»? Wie können wir Exilierte sein, wenn wir doch selber fort wollten? «Nach Said», schreibt Wood, «müssten wir davon ausgehen, dass an einer ungewollten Heimatlosigkeit nur leidet, wer eine wahre Heimat kennt.»

Doch das Anliegen von Saids Essay «Reflections on Exile» scheint mir nicht in genaueren Unterscheidungen zwischen Bedeutungsnuancen der einschlägigen Begriffe zu bestehen, zwischen verschiedenen Arten von «Heimatlosigkeit» – wie wir nach Wood vielleicht lieber sagen sollten –, zwischen bewusst gewählter Emigration und erzwungenem Exil, nicht im Versuch, zu fassen, ob der Ort, den man verlassen hat, die eigene «wahre Heimat» sei. Er thematisiert vielmehr vor allem die «grundtiefen Trauer», die «nie wirklich zu überwinden» ist, denn «... was dem Exil unterdessen vielleicht abgerungen werden konnte, wird immerzu von dem Verlust der früheren Lebensfülle unterminiert.»

Diese Beobachtung gilt ebenso sehr für James Woods' diffuses Gefühl, nicht dazugehören, auf *unheimliche* Weise nicht heimisch zu sein, wie für alle, die nicht mehr an dem Ort leben, an dem sie zur Welt kamen und aufwuchsen. Zwar mag Wood jemanden in seiner Lage als schlicht «nicht heimgekehrt», jedoch keineswegs im Exil lebend umschreiben. Aber das *Gefühl* bleibt das gleiche.

Denn wer einmal, aus welchen Gründen auch immer, fortgegangen und -geblieben ist, kann nicht zurück. Nicht später, nicht mehr, nicht wirklich. Das Wissen um die eigene Situation bringt in der Diskrepanz, der Distanz zwischen Landesgrenzen eine andere Person hervor. Selbst, wenn es uns im Alter wieder ins Land unserer Geburt zieht oder wir uns dort vorübergehend wieder niederlassen, wie ich hier im Verlauf dieser Darstellung ... selbst dann wird der Ort nicht so sein, als wären wir nie fort gewesen. Auch ich habe am Ursprungsort eine Version meines Selbst

zurückgelassen, und die erwartet mich am neuerlich aufgesuchten Bestimmungsort – doch die bin ich bei der Ankunft nicht.

Unlängst zu einer Neuseelandreise und zu Gesprächen über Heimat und Schreiben eingeladen, lag ich während der Tour in meinem Südinsel-Hotel auf dem Bett und dachte über das Thema nach. Daheim war es Herbst, dort, wo ich jetzt war, Frühjahr – wie die Klangkulisse vor dem offenen Fenster des sonnigen Nordzimmers verriet. Ich hörte Mädchenstimmen, schwatzend, lachend, Zurufe über die Straße hinweg ... Mädchen auf dem Heimweg von der Schule, ihre Uniformen zerknittert, die Kniestrümpfe schon in der Mittagspause bis zu den Knöcheln heruntergeschoben, um die mit Sonnenschutz eingecremten Beine für die langen heißen Sommermonate vorzubräunen. Die Mädchen hatten sich eingedeckt mit Süßigkeiten und Eis-Lollys – wie ich sie inzwischen nenne, weil ich in England lebe und sie dort eben so heißen, während ich früher, als ich selbst eines dieser Mädchen war, dazu noch Stieleis sagte.

Wie hätte ich, damals, draußen auf der grell besonnten Straße, ahnen sollen, dass ich zu der Frau im Hotelzimmer werden würde, die mir selbst da draußen lauschte? Was lag für ein Weg hinter mir, der je so gerafft werden könnte, dass die beiden eins würden, das Mädchen und die Erwachsene, mein einstiges und mein jetziges Selbst?

Nur als Schreibende kann ich beide übereinbringen. Kann ich ebenso das Mädchen mit dem rasch in die Tasche gestopften Schulblazer und der Sonnencremehaut sein, die ihren Freundinnen an einem warmen Nachmittag auf der

Südhalbkugel ein «Bye» zuruft, wie auch die Frau auf dem Bett, die sich das Mädchen vorstellt und heimgekehrt ist, um über sie zu schreiben. Denn so erschreckend die Kluft zwischen damals und heute, hier und dort, so machtvoll ist die ungebremste Vorstellungs- und Schaffenskraft, die das Dazwischen mit einer anderen, ebenso eindrücklichen und unvergesslichen Realität zu beleben imstande ist, Städten und Welten, die wir hinter uns gelassen haben, den Straßen und Häusern und Räumen voller Bücher und Geschichten, die unsere Heimat ausmachen. In Worten, immer Worten, so wie es mir zuallererst Katherine Mansfield gezeigt hat: Zuhause ist *wirklich*, wohin du zurückkehrst.

– *Mein Katherine Mansfield Projekt* –

Sofort fasste ich Pläne für eine Reise nach Neuseeland ... im Spätherbst ... Ich wünschte, ich könnte sie wahr machen. Es würde mich über die Maßen freuen.

— Katherine Mansfield am 7. März 1922 an Ida Baker

Vor ein paar Jahren flog ich «heim» nach Wellington. Ich reiste zunächst allein und holte später meine Töchter nach. Es war Winter, ständig peitschender Regen, stürmischer Wind – der kälteste Winter seit Jahren, sagten alle. Ich hatte Pullover und dicke schwarze Strumpfhosen im Gepäck. Ich hatte eine Art Umhang, den ich wie ein riesiges Schultertuch tragen konnte, denn in London hatte mich kurz vor meiner Abreise panisch meine Schwester aus Schottland angerufen und gewarnt: «Vergiss nicht, wie kalt die Häuser in Wellington werden! Du weißt, es gibt keine Zentralheizung! Bitte nimm auch für drinnen warme Sachen mit, ich mache mir Sorgen. Warum *tust* du das?»

Auf diese Frage wusste ich keine Antwort. Noch in der Woche zuvor hatte ich in Dundee Kurse gegeben, und als ich aus dem Seminarraum trat und über die weite Mündung des Tay hinausblickte, hatte ich deutlich gespürt, dass mit Riesenschritten der Sommer nahte. Das Licht weitete sich zu einem herrlichen Blassviolett, umschmeichelte mit warmer, milder Luft, ich roch frisch

gemähten Rasen und den Fluss. Vögel sangen. Nach dem langen dunklen schottischen Winter herrschte ein Gefühl von Gnade, die Aussicht auf viele Abende wie diesen, sie würden sich hinziehen bis zur Tagundnachtgleiche, bis es kaum überhaupt dunkel würde. Wahrlich, was tat ich da, was begab ich mich aus dem Licht ans untere Ende der Welt, wo jetzt der Winter anbrach? Wo meine Schwester sich meiner wegen sorgen und wo ich einen weiten schwarzen Umhang brauchen würde, um mich zu wärmen? «Du solltest lieber nicht nach Wellington zurückkehren», hatte Merran schon am Monatsanfang gesagt. «Noch kannst du es dir anders überlegen. Ich halte es für keine gute Idee, dich dorthin zurückzusetzen.» Und später, als ich an meinen Plänen festhielt, setzte sie noch einen drauf: «Ich kann es nicht richtig erklären, aber ich glaube, eine Rückkehr nach Wellington ... könnte für dich gefährlich werden.»

Und so beginnt dieses Werk, dieses Sammelsurium von Gedanken und Einfällen, das mir lange schon vorschwebt – eine Art Schmier- und Schreibheft, dem ich privat den Arbeitstitel «Mein Katherine Mansfield Projekt» gab –, das konkrete Gestalt aber erst annahm, als ich nach Wellington zurückkehrte, um an dem Ort einen Winter zu verbringen, wo ich geboren und groß wurde und wo auch Katherine Mansfield, die Schriftstellerin, der ich mich am stärksten verbunden fühle, herkam und entkam.

Angefangen hatte alles in London bei der ersten internationalen Mansfield-Tagung am Birkbeck College, wo ich mit Mansfield-Forschenden aus aller Welt zusammenkam und sprach; dort keimte die Idee zu diesem